

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

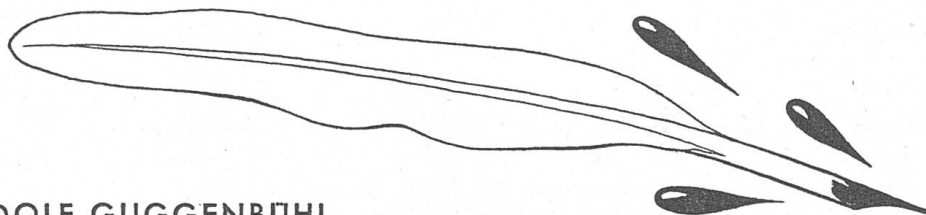
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Gespräch mit einem jungen Deutschen

Der junge Deutsche, der seit einigen Monaten in der Schweiz studiert:

«Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich bin enttäuscht. Als ich hörte, daß ich in die Schweiz durfte, kannte meine Freude keine Grenzen. Die Schweiz war für mich das gelobte Land. Natürlich genieße ich das gute Essen, und selbstverständlich bin ich dankbar für die Gastfreundschaft, die man mir erweist. Trotzdem muß ich gestehen, daß ich hier nicht das fand, was ich suchte.

Da sind einmal meine Kameraden. Ich, der ich als Deutscher jahrelang von der Welt abgeschlossen war, glaubte, meine schweizerischen Kommilitonen könnten mir weiterhelfen, mich geistig befruchten. Aber das ist nicht der Fall. Sie sind es, die sich bei mir Rat holen. Sie sind bedeutend unreifer als gleichaltrige junge Deutsche, und vor allem bin ich dem, was sie interessiert, vollständig entwachsen. Sie lesen harmlose schöngeistige Bücher, schauen sich amerikanische Filme an, freuen sich, wenn sie in einer Konditorei Schlagsahne bekommen und machen harmlose Mondscheinpromenaden mit jungen Mädchen.

Kurz, diese jungen Leute leben in einem merkwürdigen, weltfremden Biedermeiertum. Sie scheinen nicht zu spüren, daß ein Erdbeben die Welt in ihren Grundfesten erschüttert hat.

Und auch die erwachsenen Schweizer, die ich kennengelernt habe, haben mich enttäuscht. Auch sie leben in einer Atmosphäre kleinbürgerlicher Zufriedenheit, die auf mich fast gespenstisch wirkt. Der Mann, bei dem ich wohne, ist Bankangestellter. Sein wichtigstes Interesse sind seine beiden Kinder und seine Frau. Daneben trifft er jeden Donnerstag einige Freunde zu einem Jaß. Er ist ein großer Naturfreund, und einen großen Teil seiner freien Zeit bringt er im Garten zu.

Es ist wahr, auf seine Art beschäftigt er sich intensiv mit Politik. Er liest sein Parteiblatt sehr genau, ereifert sich des langen und breiten über eine Abstimmung, über die Motorisierung der Feuerwehr, findet, die Gemeindeverwaltung gebe zuviel Geld aus, die neuen Schulhäuser seien zu kostspielig und die Polizei bevorzuge die Automobilisten gegenüber den Fußgängern.

Daneben ist er sehr stolz darauf, daß die Schweiz die beste Demokratie der Welt ist.

Nun, selbstverständlich ist das gegenwärtige Deutschland alles andere als vorbildlich; aber ich glaube, das hat man bei uns draußen doch eingesehen, daß Europa dem Untergang entgegengeht, wenn nicht die Grundlagen neu aufgebaut werden.

Ich bin als Lehrer ausgebildet. Aber es kann für mich selbstverständlich nicht in Frage kommen, daß ich mich damit begnüge, irgendwo Gören das Lesen, das Schreiben und Rechnen beizubringen, mir

eine nette Wohnung einzurichten und ein Gärtchen zu bebauen. Wir jungen Deutschen wissen: Wir dürfen nicht einfach dort weiterfahren, wo man vor dem Nationalsozialismus aufgehört hat. Es muß eine Umwertung aller Werte vorgenommen werden, es sind neue politische und soziale Konzeptionen nötig. Wir brauchen einen neuen Glauben. All das hoffte ich in der Schweiz, die ja in enger Verbindung mit dem Rest der Welt steht, zu finden; aber offen gestanden, ich habe es nicht gefunden, sondern nur Ladenhüter, die wir in Deutschland beim besten Willen nicht mehr verwenden können.

Das alles tönt vielleicht etwas taktlos, aber Sie haben mich ja dazu aufgefordert, ungeschminkt zu reden, und ich bitte Sie deshalb, mir nichts übel zu nehmen.»

Antwort:

«Ich nehme Ihnen Ihre Kritik gar nicht übel, aber ich will ebenso unverblümt sagen, was ich von Ihnen denke: Sie sind nichts anderes als ein richtiger Nationalsozialist.»

Der junge Deutsche:

«Ich muß Sie doch bitten, diese Scherze zu unterlassen. Sie wissen ja, daß ich von Anfang an zum Regime in Opposition stand und sogar anderthalb Jahre im KZ war, sonst hätte ich ja von der französischen Militärbehörde gar nicht die Erlaubnis erhalten, in die Schweiz zu reisen.»

Antwort:

«Ich weiß, daß Sie sich für einen fanatischen Anti-Nationalsozialisten halten. Aber diese Gegnerschaft hat leider nicht verhindert, daß Sie genau wie irgendein PG das Opfer der nationalsozialistischen Propaganda geworden sind.

Sie sind ein Kriegshetzer, ein Feind des friedlichen Lebens. Genau wie Mussolini mit seinem teuflischen Wahlspruch vom „gefährlich leben“ seinen Landsleuten die Segnungen des Friedens ver-

ekelte, die harmlosen Freuden des Alltags lächerlich machte und die sinnlose Bewegung an sich glorifizierte, genau so verachten Sie — und mit Ihnen wahrscheinlich Millionen andere Deutsche — die friedliche Betätigung eines freien Bürgers, dem noch niemand eingeredet hat, daß seine persönlichen Freuden nichts und der Staat alles seien.

Selbstverständlich muß Deutschland wieder dort anfangen, wo es vor Hitler aufgehört hat. Eine Gesundung der Kultur ist nur möglich, wenn jeder Einzelne bescheiden und verantwortungsbewußt an seinem Ort seine Pflicht tut. Diese tägliche Pflichterfüllung hat nichts Dramatisches und nichts Grandioses an sich. Aber wohin die Bewunderung des Gigantischen führt, das haben wir ja alle gesehen. Nur dann können in einem Staat gesunde politische Verhältnisse herrschen, wenn sich der einzelne Bürger um die Angelegenheiten kümmert, die er versteht und auf die er Einfluß hat: um die kleinen Alltagsfragen der Gemeinde.

Kaum hat sich der Hexenmeister, der Deutschland ins Verderben führte, vernichtet, so wünschen Sie bereits einen neuen falschen Propheten herbei. Einen falschen Propheten. Denn jeder, der behauptet, ein Rezept, eine Formel für den geistigen Wiederaufbau zu besitzen, kann nur ein Scharlatan sein. Es gibt keine solchen Zauberformeln, mit der die Völker sich erlösen können, für die Nationen so wenig wie für die einzelnen Menschen.

Erst wenn Sie und Ihresgleichen die ewig-schöne Aufgabe der bescheidenen Berufserfüllung wieder ernst nehmen und sich daran begeistern, erst dann hat Deutschland den Nationalsozialismus überwunden.»

AMUZ

Ist das der Name eines Indianergottes, vielleicht eines Verwandten des berühmten Fitzlibutzli? Oder war Amuz ein ägyptischer König?

Nichts von alledem. Amuz ist ledig-

lich eine von der Arbeitermusik-Union Zürich verwendete Abkürzung.

Die Mode, Unternehmungen aller Art durch Zusammenstellung der Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, hat sich vor allem von Deutschland aus über die ganze Welt ausgebreitet. Unsere Sprache ist mit solchen Abkürzungen bereits dermaßen durchsetzt, daß es nicht mehr lange dauert, und man braucht ein Wörterbuch, um diese Wortschöpfungen zu entziffern, denn es liegt im Wesen dieser sprachlichen Mißgeburten, daß ihre Bedeutung im Gedächtnis einfach nicht haften bleibt. SAC, TCS, ACS, SKV, VSK, OLMA, MUBA, ZÜKA, immer mehr wird das Enträtseln dieser Worte zu einer Geheimwissenschaft.

Auch ein Uniformenproblem

Die Uniformenfrage unserer Armee beschäftigt unser Volk immer noch mit Recht. Es handelt sich hier nicht, wie etwa behauptet wird, um eine Äußerlichkeit, denn die Art der Kleidung beeinflußt das Verhalten eines Menschen viel stärker, als man gewöhnlich glaubt. Kleider machen Leute.

Es gibt aber noch eine andere Uniformenfrage, für die ebenfalls eine schweizerische Lösung gefunden werden muß. Sie betrifft nicht die Soldaten, sondern die Hotelangestellten. Es ist durchaus in Ordnung, daß derjenige Teil des Hotelpersonals, der ständig mit den Gästen in Berührung kommt, durch eine besondere Berufskleidung gekennzeichnet ist. Mir scheint aber die Lösung, wie sie jetzt vielfach für die Tenues der Concierges, Por-

tiers, Chasseurs usw. getroffen ist, oft sehr unglücklich.

Ich habe vor einigen Monaten beobachtet, wie eine Gruppe von G. I.'s einen pompös gekleideten Portier bestaunten, der in einiger Entfernung von ihnen stand, und wie dann einer der amerikanischen Soldaten seinen Kameraden allen Ernstes erklärte: «Das ist bestimmt ein schweizerischer General.»

Es ist eine Geschmacklosigkeit, daß unsere Berufsuniformen vielfach (vor allem bei Chauffeuren und Ausläufern) in Schnitt und Farbe einen ausgesprochen militärischen Charakter haben.

Bei Chasseuren und Liftboys dagegen findet man oft Uniformen, die zwar nicht an den Militärdienst erinnern, wohl aber an eine Theaterrevue. Die eng anliegenden Hosen, die grellen Farben, kurz die ganze Aufmachung ist zwar dekorativ und amüsant, aber vielleicht gerade deshalb nach unserem schweizerischen Empfinden etwas entwürdigend.

An sich setzt eine Berufsuniform den Träger so wenig herab wie den Metzger seine Schürze oder den Koch seine weiße Kappe. Sobald aber das Berufskleid so gestaltet wird, daß es den Menschen, der darin steckt, vergewaltigt, paßt es nicht mehr in unsere Demokratie.

In der schweizerischen Hotellerie weht bereits an vielen Orten ein frischer Wind. Man ist mit manchem Plunder aus dem letzten Jahrhundert abgefahren. Es ist zu hoffen, daß auch in der Uniformenfrage eine Lösung gefunden wird, die den praktischen Erfordernissen, dem guten Geschmack und unserm demokratischen Geiste in gleicher Weise Rechnung trägt.

